

## Sozialer Wandel und die Zähmung des Schicksals – lokale Antworten auf globale Herausforderungen in Sambia

Elísio Macamo, Universität Basel

Ich möchte heute zwei Thesen aufstellen. Die eine ist möglicherweise polemisch und kontrovers, die andere auch. Mein Ziel ist es, etwas zum Ausdruck zu bringen, das eine zentrale Rolle im Zusammenhang mit dem Begriff der Entwicklung spielt, nämlich die Frage nach dem Wandel. So lautet auch der Titel meines Vortrags. Dabei möchte ich die Aufmerksamkeit vor allem auf die Dinge richten, welche die Suche nach lokalen Antworten auf globale Herausforderungen beeinträchtigen können.

Entwicklung ist Bewegung, Veränderung, Entfaltung und Realisierung von Potential. Es ist Freiheit, wie Amartya Sen es zum Ausdruck gebracht hat. Darüber, d.h. dass der Begriff Entwicklung alle diese Bedeutungen und Aspekte beinhaltet, besteht Konsens, auch wenn die Antworten auf die Frage danach, wie man Entwicklung schafft bzw. wie man Entwicklung macht, sehr umstritten sind. Es hilft uns wenig, dass wir kaum etwas darüber wissen, wie die Länder, die heute mit Recht als entwickelte Länder bezeichnet werden können, es geschafft haben, obwohl wir ständig so tun, als ob wir es wüssten. Frei nach dem Motto „der Erfolg gibt einem Recht“.

Alles, was uns zur Verfügung steht sind Plattitüden, die wir als einfache Rezepte den sogenannten Entwicklungsländern ständig servieren wollen: *keine Entwicklung ohne Demokratie!* Echt? Ist das die europäische Erfahrung? Und was macht China heute? *Mit Korruption keine Entwicklung!* Wirklich? Was haben die USA, die asiatischen Tiger und wie sie alle heissen, gemacht? *Keine Entwicklung ohne Frauenrechte!* Gut, ich möchte heute nicht über die Schweiz bis 1972 reden... Einfache Rezepte sind gewiss gute Handlungsanleitung, keine Frage, aber nur für diejenigen, die

Entscheidungen treffen. Auf der anderen Seite, dort wo solche Entscheidungen von realen Menschen umgesetzt werden müssen, von Menschen, die sich Fragen müssen, ob sie so oder anders sein wollen, ist die Sache nicht mehr so einfach. Das wird insbesondere dann schwierig, wenn eine von aussen diktierte Veränderung von ihnen verlangt, dass sie die eigene Lebensweise in Frage stellen, althergebrachte Gewohnheiten zurückweisen, und das alles im Namen einer unsichtbaren und ungewissen Zukunft. Das ist nicht afrikanisch. Es ist menschlich. Viele einfache Rezepte bringen sehr komplexe Situationen hervor, die, wie gesagt, von Menschen, von realen Menschen, bewältigt werden müssen. Und Bewältigung bedeutet immer Veränderung, auch wenn alles beim Alten bleibt. Schliesslich bleibt alles beim Alten nur deshalb, weil sich einige durchgesetzt haben und sich andere daran anpassen müssen. Die Kosten, die damit verbunden sind, dass die Unterlegenen unzufrieden sind, dass die Herausforderer Blut geleckt haben, dass sie ihre Chance gewittert haben, diese Kosten müssen von allen getragen werden.

Meine kontroversen Thesen haben mit den Kosten von Veränderung zu tun. Sie zielen darauf ab, uns darauf aufmerksam zu machen - damit wir uns dessen bewusst werden – was wir ausser medizinischer Hilfe, Nahrungsmittelhilfe, Bildung, Friedensstiftung alles leisten, wenn wir uns für die Verbesserung der Lebensbedingungen von Menschen einsetzen, die weit weg von hier leben. Als jemand, der aus einer solchen exotischen und entlegenen Gegend der Welt kommt und der viel von der grosszügigen Hilfe profitiert hat, die von hier kam, kann ich ihnen versichern, dass ihre Hilfe, ihr Engagement und ihre Solidarität sehr geschätzt werden. Sie helfen damit auch einige historische Erfahrungen zu relativieren, die leider die Beziehung zwischen Europa und Afrika belastet haben.

Die erste These – im Nachhinein ist sie vielleicht gar nicht so kontrovers – lautet: *Entwicklung ist keine Bewegung*, weder nach Vorne, noch nach Oben, schon gar nicht Seitwärts. Entwicklung ist die Zunahme der Möglichkeiten, ein anderer Mensch zu sein, als das, was man ist. Noch präziser: *Entwicklung ist die Freiheit, solche Möglichkeiten wahrzunehmen*. Diese Präzisierung ist wichtig. In der Kolonialzeit

haben sich die Möglichkeiten vermehrt, ein anderer Mensch zu sein. Diese wurden allerdings sehr bewusst für viele Menschen eingeschränkt. Eine der grössten Fragen für die britische Kolonialregierung in Northern Rhodesia (dem heutigen Sambia) war genau diese. Die Sambier hatten auf die Einführung der Geldwirtschaft damit reagiert, dass sie sich darauf einliessen. Sie verliessen ihre Dörfer und gingen in die Stadt bzw. sorgten dafür, dass Städte entstanden. Ihre Welt war nicht mehr das Dorf und dessen sozialen Beziehungen. Die Kolonialregierung erklärte daraufhin solche Afrikaner zum Problemfall: das Problem des entwurzelten „dtribalisierten“ Afrikaners. Sie sollten wieder Bemba oder Yao sein, alles andere würde sie überfordern, die Armen.

Ein anderer Mensch zu werden ist an sich weder gut, noch schlecht. Es ist eng damit verbunden, wie eine Gesellschaft die Mittel rechtfertigt, die jemand einsetzt um selbstbestimmt so zu werden, wie er oder sie sein möchte. Das ist schwer zu bestimmen. Es ist deswegen schwer, weil es mit moralischen Fragen einhergeht. Und moralische Fragen sind bekanntlich schwierig. Sie haben zwei Gesichter. Um es mit dem amerikanischen Philosophen Michael Walzer zu sagen, sind sie entweder "dick" oder "dünn". Eine dünne Moral ist eine solche, die uns erlaubt über abstrakte Werte zu sprechen, ohne dass wir uns dabei darüber einigen müssen, was diese Werte konkret bedeuten. Für die Kommunikation über kulturelle Grenzen hinweg ist die dünne Moral unerlässlich. Nehmen wir das Recht auf Nahrung als Beispiel. Ja klar, alle sollten dieses Recht haben. Aber was das genau bedeutet, wer dieses Recht geniessen sollte, unter welchen Bedingungen, usw. das ist schwierig zu bestimmen. Das ist der Stoff, aus dem die Politik gemacht ist.

Auf lokaler Ebene geht es darum, den Anschein eines Konsenses zu erzeugen, weil moralische Fragen oft mit historischen Erfahrungen zu tun haben, die ihre Bedeutung nur im lokalen Kontext erlangen können. Damit habe ich die Definition der *dicken* Moral geliefert. Es ist die Moral, die auf den genauen Gehalt eines Wertes angewiesen ist um gesellschaftlich relevant zu sein. Sozialer Wandel spielt sich meistens in der Diskussion darüber ab, welchen Gehalt Werte haben sollten. In

Sambia ist diese Diskussion vor allem mit Bezug auf den Wert der *Solidarität* geführt worden. Man könnte auch die Geschichte Sambias – und Afrikas – in Bezug auf diese Diskussion nachschreiben und verstehen. Die Veränderungen, die wir dort beobachten, lassen sich schwer verstehen, ohne die Thematisierung der Diskussion über bestimmte Werte. Während die britische Kolonialregierung annahm, dass die traditionelle afrikanische Gesellschaft eine endgültige Antwort auf die Frage hatte, welche Pflichten und Rechte individuelle Afrikaner ihren Stämmen gegenüber hatten, war die Antwort auf diese Frage unter den Afrikanern unklar. Die Diskussion ging erst los: welche Pflichten habe ich meinen Verwandten gegenüber, wenn ich nicht mehr im Dorf bin? Was schulde ich ihnen? In den 1980er-Jahren, als die Kupferindustrie den Bach runterging, wurden diese Fragen erneut und auf noch komplexer Art und Weise gestellt. Während in der Kolonialzeit die Frage in Bezug auf die Dorfgemeinschaft gestellt wurde, kam sie nach dem Einsturz der Kupferindustrie in Bezug auf andere Bergarbeiter, auf die Kirchengemeinde, auf die politische Gesinnung, usw. wieder auf.

Die Entwicklungszusammenarbeit geht oft von der Annahme aus, dass ihre auf dem Niveau einer dünnen Moral geführten Überlegungen zur Weltverbesserung zwingenderweise lokal verstanden werden müssen. Und dass die Leute sich danach richten werden. Die Annahme ist deswegen problematisch, weil sie voraussetzt, dass die Zielsetzung der Entwicklungshilfe automatisch auch die Zielsetzung derjenigen Menschen sei, welchen diese Hilfe zugute kommen sollte. Und wie wir alle wissen, ist es nicht so, dass Menschen sich nicht verändern wollen; sie mögen es nicht, verändert zu werden. Und dann tun sie Dinge, die wir als Widerstand interpretieren - was auch stimmt – oder Undankbarkeit, und dennoch doch mehr ist als Widerstand und Undankbarkeit: die Menschen fragen sich, ob es sich wirklich lohnt, verändert zu werden. Wichtig dabei ist, dass sie die Frage immer in Bezug darauf stellen, welche Mittel legitim sind um das Ziel zu erreichen, ein anderer Mensch zu sein. Und das ist schwierig, sehr, sehr schwierig. Es ist schwierig, weil mit der Zeit die Bezugspunkte für moralische Entscheidungen nicht weniger werden, sondern mehr. Auch die Beziehungen, die man als Hilfeempfänger knüpft, können sich als Bezugspunkt für

eine moralische Debatte herausstellen. Wir beobachten das in der Professionalisierung der Zivilgesellschaft in Afrika. Die Entwicklungshilfe übersieht das meistens. Für sie gibt es nur einen normativen Kontext – besseres Leben für alle – und alle haben sich darunter einzuordnen.

Meine zweite, wirklich kontroverse These besagt, *dass Entwicklungshilfe nicht damit begründet werden kann, dass es eine moralische Pflicht ist, anderen Menschen zu helfen*. Wir sind alle als Menschen zwar verpflichtet, anderen zu helfen. Aber diese Verpflichtung kann nicht Entwicklungshilfe rechtfertigen. Viele Probleme, die wir in der entwicklungspolitischen Praxis haben, kommen daher, dass es viel zu viele Menschen gibt, die glauben, helfen zu müssen. Ich bin mir dessen bewusst, dass ich dabei bin, mir viele Feinde zu machen. Es ist natürlich nie schön, Feinde zu haben, wo man doch in guter Absicht gekommen ist. Trost finde ich in der Hoffnung, dass Sie anders sind als ich. Ich verzeihe immer meinen Feinden, vergesse nur ihre Namen nicht. Hoffentlich verzeihen Sie mir und vergessen Sie auch meinen Namen.

Aber ich meine es ernst mit der These. Was die Entwicklungshilfe um ihren grossen Verdienst bringt, ist wirklich die Annahme, dass sie mit ihrem Handeln einer moralischen Pflicht nachgeht, die darin besteht, anderen zu helfen. Diese Annahme ist dafür verantwortlich, dass man denkt, seinen Senf überall dazu geben zu müssen, egal ob die Menschen es wollen oder nicht. Ausserdem führt sie dazu, dass die Probleme von anderen Menschen immer als Ergebnis von Unwissen wahrgenommen werden - weshalb man sie unterrichten muss - und, ganz wichtig, dass man sich schwer damit tut, geduldig zu sein. Neben der moralischen Diskussion, die Hilfeempfänger führen müssen, müssen sie auch mit Menschen fertig werden, die es gut mit ihnen meinen. Das ist schwer.

Ich möchte nicht missverstanden werden: nichts ist falsch an der moralischen Verpflichtung, anderen zu helfen. Falsch ist nur die Annahme, dass diese moralische Verpflichtung die Grundlage für Entwicklungshilfe sei. Sie ist es nicht. Sie verletzt das Verständnis von Entwicklung als die Vermehrung von Möglichkeiten, ein anderer Mensch zu sein, weil sie von einem Menschenbild ausgeht, das der Entwicklungswelt

angepasst ist. Mensch zu sein heisst dann, ein Mensch zu sein, der immer im entwicklungspolitischen Sinne handelt. Man muss solidarisch sein; man darf nicht korrupt sein; man darf die Mikro-Kreditgelder der Gattin nicht zum Trinken ausgeben... Auch hier möchte ich nicht missverstanden werden, selbst wenn ich es provoziert habe: diese Erwartungen sind ehrenwert, aber sie als Voraussetzung für Entwicklung zu betrachten scheint mir problematisch zu sein: Entwicklungshilfe als das Schaffen von perfekten Menschen, das kann nur scheitern.

Entwicklungshilfe sollte als die Pflicht aufgefasst werden, anderen nicht zu schaden (das bekannte *do-no-harm* Prinzip). Es ist einfacher gesagt als getan. Richte ich keinen Schaden an, wenn ich helfe? Und wenn ich nicht helfe, was dann? Das sind schwierige Fragen und ich habe keine Antwort darauf. Ich wünsche mir nur, dass wir solche Fragen noch stärker in den Mittelpunkt rücken, wenn wir uns mit Fragen der Entwicklungshilfe befassen. Denn was in Sambia ankommt, wenn Hilfslieferungen eintreffen, sind nicht nur Medikamente, Nahrungsmittel, Zement und Know-how für den Bau von Latrinen. Es sind auch Möglichkeiten, ein anderer Mensch zu sein, welche die lokalen Gesellschaften zwingen, moralische Debatten zu führen. Es mag akademisch klingen, sich die Situation vorzustellen, dass es irgendwo Menschen gibt, die sich fragen würden, wer Anrecht auf eine Therapie hat, und wer nicht; aber solche Fragen werden im Alltag gestellt, nicht nur verbal, sondern auch mit Taten. Und das passiert nicht nur in Afrika, sondern wird auch hier deutlich, wenn man sich etwas überspitzt die Asyldiskussion überall in Europa vor Augen führt.

Die Zähmung des Schicksals hat mit solchen Debatten zu tun. Hilfslieferungen sind für lokale Gemeinschaften schicksalhaft und lösen Gewissenskämpfe aus, die sich von aussen nicht beantworten lassen. Und gerade weil sie sich von aussen nicht beantworten lassen, sollten wir es als eine moralische Verpflichtung erachten, uns genauer damit zu befassen, welche Auswirkungen unser Tun auf andere Menschen haben können. Nicht damit wir nicht mehr helfen, sondern damit wir besser helfen können. So, ich darf es so sagen, wie der Basler Förderverein für medizinische Zusammenarbeit es möglicherweise tut.